

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

15) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

III.

Während Jens den Falben herausführte und anschirrte, ging Holtke im Stalle von Pferd zu Pferd, strich und klopfte ihnen den Hals und die Lenden. Er wußte kaum, was er sagte und that, gab sich nur der großen Freude hin, die ihn durchklog. Er konnte sich seit gestern Abend nicht wieder. Daß er, der sonst so ruhig und gleichmäßiger Laune war, so hin- und herschwanken konnte! . . . Erst seit heute morgen hatten ihn ja viele Gedanken, viele Beweise gegen sie gequält. Er wußte weder aus noch ein. . . . Und jetzt waren sie verslogen; sie bedrückten ihn nicht mehr, und sie sollten es auch nicht wieder thun. Er wollte nicht daran denken, sie nicht aufrütteln, sondern er würde nach und nach vergessen, daß er etwas so Unheimliches erlebt hatte.

Er sah sie, wie sie vor kurzem vor ihm gestanden hatte. Sie hatte sehen wollen, weshalb er verstimmt war. Hätte er sich nur auf solche Weise gegen sie vergangen, daß er erzählen konnte, wie beschämt er war. . . . Aber jetzt? Das ging ja nicht an. Jetzt kam bei einem solchen Versuch Nichts heraus.

Einige Minuten später sahen Holtke, Hanna und Erik im Wagen und Jens auf dem Bod. Sie wollten erst eine Fahrt um die Stadt machen und dann zu Hjelm hinaufgehen.

So fuhr er den Hügel hinauf und die Räder schnitten zwei schwarze Furchen in die dünne, weiße Schneedecke. Die Luft war noch kalt, aber die letzten Schneewolken wurden vom Ostwinde fortgetrieben, und der Himmel war tiefblau. Es tropfte schon von den Dachrinnen und Bäumen, obgleich es noch nicht elf Uhr war.

Erik saß auf dem Schoße des Vaters und hielt die Zügel und schmalzte unanshörllich mit der Zunge, um den Falben anzuspornen. Er war so erfüllt vom Fahren, daß er nicht bemerkte, wohin er fuhr. Er sah auch nicht, daß sein Vater die Zügel festhielt. Als der Falbe eine scharfe Wiegung machte und zum Strande hinabließ, schrie er halb froh, halb ängstlich auf.

Der Strand heißt eine Straße, die in den westlichen Stadtheilen den Fjord entlang läuft. Die obere Seite besteht aus kleinen Holzhütten mit einem oder zwei Stodwerken. Hier wohnen Matrosen, Lotzen und Fährmänner. Ueber einzelnen Häusern hängen kleine Schilder: Segel- und Ruderboote zu verkaufen und zu verleihen. An der unteren Seite der Straße liegen Gärten, Schuppen und Baupläze. Darunter rieselt der Kanal, wo Boote, Prahme und einige Yachten verteilt liegen. Die große Mole tritt etwas weiter hinaus hervor, mit einem Reg von Eisenbahnschienen und mit großen Speichern, und dahinter liegt der Fjord blau und kalt. Er ist noch vom Schnee durchstren, der heute Nacht geschwollen ist, und weit, weit draußen schießt das Hochgebirge hervor, mit Schnee auf der Spitze und kleinen Orttschaften am Fuße.

Holtke war die ganze Zeit hindurch stumm geblieben. Er empfand einen heftigen Drang mit Hanna zu sprechen, offen zu sein; aber er konnte nicht, und es betrückte ihn und setzte ihn in Erstaunen. Jeden Augenblick erwartete er, daß er im nächsten zu sprechen anfangen würde; aber es wurde nichts daraus, und das ängstigte ihn zuletzt; es war ihm während seiner Ehe nie zuvor schwer geworden, sich an sie zu wenden. Sie mußte ja glauben, daß er noch verstimmt war. Und das sollte sie nicht glauben.

Er lehnte sich um, sah hinaus, um von dem Fjord und den Bergen erfüllt zu scheinen. Es sollte eine Art Entschuldigung für sein Schweigen bilden. Da trafen ihn ihre Augen.

Er nahm ihre Hand, drückte sie, und so blieb er eine Weile sitzen, während der Falbe in gleichmäßigem Trab an den kleinen, niederen Hecken längs des Fjords vorbeiief.

Er ließ die Hand los.

Könnte er nur so offen sein, daß die dümmen Gedanken nie mehr wiederkehren, daß die Tage ebenso ruhig wie früher dahinschießen konnten! Aber konnte er hier anfangen? Er konnte den Falben langsam über die Straße traben lassen. Hier waren ja so wenig Menschen. Dann wolle er warm und ruhig zu ihr sprechen, so sanft und vorsichtig, sie zuvor um Verzeihung bitten, falls sie sich abgestoßen fühle, daß er über all dies sprach. Sie solle endlich nicht glauben, daß er gegen ihr Kind erbittert sei. Er wolle fragen, mit ihr darüber sprechen, weil er an ihrem Schicksal Anteil nehme, weil er sie liebe, weil er so gerne wolle, daß ihr erstes Kind, falls es lebe, glücklich wie Erik werden solle. . . . Nein, so konnte er nicht sprechen — jedenfalls jetzt nicht. . . . Hier auf der Straße. . . . auch nicht, wenn sie heute Abend zur Ruhe gegangen waren. Er konnte sich nicht dazu bequemen. . . . Aber warum nicht? Es würde ja ihr Verhältnis nicht stören. Sie hatten ja auch früher zuweilen über die Vergangenheit gesprochen, so ganz zufällig. In solchen Gesprächen hatten sie einander gefragt, und beide hatten geantwortet, ohne besondere Neigung, einander auszuforschen. Nach solch einem seltenen Gespräche war beider Härlichkeit gewachsen. Sie empfanden es im Schweigen, oder in einem Blicke oder in einem Händedruck. Warum konnten nicht die zwei erwachsenen, vorurteilsfreien Menschen auch über das Kind sprechen? ! Weshalb nicht, wenn kein Risiko vorlag? Durfte er nicht? War er bange? Nein, keineswegs. Es konnte nicht deshalb sein, aber es war unwürdig, war. . . . Spionage gegen seine eigene Frau. Er frug in einer unehrlichen Weise. Er legte ihr eine Falle. Warum wollte er sich gerade jetzt mit diesem Kinde beschäftigen, da er schon vier und ein halbes Jahr davon wußte? Weshalb jetzt? . . .

Holtke fuhr mit der Hand über die Stirn, die schweißig war. Weshalb er frug? . . . Damit alle dümmen Gedanken auf einen Schlag erlöset werden sollten. . . .

Er brauchte sich das nicht zu verbergen. . . . Er hätte gar nicht die Neigung zu fragen, wenn er sicher gewußt hätte, daß ihre Angehörigen etwas über das Kind wußten. . . . Aber. . . .

Die Angst packte ihn. Alle kleinen Beweise für ihr Verbrechen erstanden wie am Morgen. Daß er so ohnmächtig sein mußte! Er konnte sich ihr ja anvertrauen! Nur jetzt nicht! Nicht hier. . . . Er sah sich hilflos um.

Der Wagen rollte jetzt über den gepflasterten Teil der Straße. Große Speicher und Pacht Häuser lagen auf der unteren Seite am Kanal. Die Häuser waren höher, und der Verkehr stark. Dann wurde die Straße enger; aber dann wurde sie plötzlich von der breiten Kirchstraße durchschnitten, die zum Kanal hinabließ und den Fischmarkt bildete.

„Vrr!“

Der Falbe blieb stehen, und Holtke erhob sich.

„Fahre zu Hjelm hinauf. Ich mache hier einen kleinen Abstecher. Ich komme sofort nach.“

Er setzte den Knaben auf den Boden und strich ihm über das Haar, während er über den Markt sah, wo das Leben wimmelte.

„Gehst Du, mein Lieb?“ frug Hanna.

„Ja, ich komme sofort nach. Vielleicht finde ich einen lederen Fisch, den ich nach Hause schide.“

Er blickte weiter in dieselbe Richtung, ging um den Wagen herum, klopfte ihr leicht die Schulter und ging abwärts. Er hatte ihr noch nicht ins Gesicht geblickt. Er erwartete jeden Augenblick, daß sie ihn rufen, ihn etwas fragen könnte, und er hörte erleichtert, daß der Wagen fortrollte und um die Ecke bog.

Hjelm wohnten oben in der Hauptstraße.

Er stürzte sich ins Gewühl. An der Ecke standen Arbeiter und Kutscher. Die Marktfrauen sahen weiter unten in Reih und Glied, und hinter ihnen — auf der Brücke, die ein Stück in den Kanal hinauslief — standen die Fischer zwischen Trögen und Kibeln und um ihnen Hausfrauen und Dienstmädchen. Zur Ebbezeit wurde aus den Booten verkauft. Der Schnee war hier unten zu einem gelben Kot geworden; auf der Brücke watete man in einem stehenden Wasser herum.

Die Leute schwanken und lachten und scherzten und feilschten, gingen von einem Verkäufer zum anderen, um billig zu kaufen. Die Frühlingssonne und ein frischer

blauer Himmel beschienen hier das Leben. Der helle Tag war ein Sommerbote. Das empfanden alle. Deshalb waren die Leute geschäftigen und helleren Sinnes als in den langen, finsternen Wintertagen.

Holtze empfand nichts. Er klammerte sich an einen Gedanken.

Es war nicht natürlich, daß ihre Wohlthäter, die durchaus religiöse Menschen waren, es unterlassen hatten, ihm von diesem Kind zu erzählen. Der Gardesvogt war sogar so weit gegangen, ihn zu bitten, er möge sich bedenken und Zeit nehmen, ehe er sie heirate. Sie sei gewiß ein braver Mensch, durchaus gut und brav, aber sie habe viel zu lernen, ehe sie seine Frau werden könne. Sie hatten sogar zu ihr etwas Nehnliches hinter seinem Rücken gesagt; aber sie hatten ihr Kind nicht erwähnt. Wie diese Menschen dachten und handelten, wäre es am natürlichsten gewesen, daß sie ihm von dem Kinde erzählt oder dafür gesorgt hätten, daß sie es that. Aber sie schwiegen, weil sie nichts wußten. . . . Daß er dieses Schweigen jemals hatte anders auffassen können! Daß er so blind hatte sein können! Nun sollte es ihm erst klar werden!

Er blieb stehen und blickte eine Weile vor sich hin. Der Zorn stieg in ihm auf, der Zorn, daß er diesen verzweifelten Gedanken nachgegeben hatte. . . . Herr. . . ihre Wohlthäter brauchten ja aus dem einfachen Grunde nichts von dem Kinde zu wissen, weil es tot war, lange, ehe sich jemand ihrer angenommen, ehe sie zu der religiösen Dame gekommen. Hanna hatte geschwiegen, weil das Kind tot war. Konnte er wirklich glauben, daß sie geschwiegen, weil sie ein Verbrechen gegen ihr eigenes Kind begangen hatte! . . .

Er war dem Weinen nahe, daß er so wahnsinnig sein konnte!

Er kam sich so gemein, so verächtlich vor, daß er sich selbst hätte züchtigen mögen. Aber dennoch empfand er jetzt in der Kaserne halbklar, daß er mit ihrer Vergangenheit, mit ihrem Kinde nicht fertig war. Und es vermehrte nur seinenummer und seine Erbitterung. Er wußte, daß er umherlaufen und seine Ehe durchdenken, nach Kleinen Beweisen gegen sie suchen würde, ob er wollte oder nicht.

Hatte er denn länger keine Macht über seinen eigenen Willen? Sollte er nicht aufrecht stehen können? Er war acht Jahre hindurch glücklich mit ihr gewesen. Es war sein Stolz gewesen, daß er über ihre Vergangenheit hatte springen können. Und jetzt benahm er sich so! O nein, darin lag kein Sinn.

Er trieb sich ziellos umher, ohne das Leben zu sehen oder zu hören. Er wurde ruhiger; aber er empfand die dumpfe Angst, daß er mit diesem Kinde noch nicht fertig war.

In der Nähe rief ein Fischer einen saftigen Witz in die Menge hinein. Die Dienstmädchen lachten laut, und Holtze drehte sich einen Augenblick um und sah auf diese geschäftigen Menschen, die durch Kaufen und Verkaufen und Bagatellen so erfüllt waren. . . . Erst gestern — zu dieser Tageszeit — war er auch ein gleichmäßiger, glücklicher Mensch gewesen. Konnte es nicht möglich sein, daß er selbst Schuld an diesen Leiden trug? . . . Es konnte krankhaft sein, eine fixe Idee. . . . Nein!

Er machte kehrt und ging müde auf und ab. Er war durch die gewaltigen Gemütsbewegungen zu ermattet, um noch mehr grübeln zu können. Er war traurig und berente, was er wiederum gethan hatte, seine Stimmung war weich. Er wollte zu ihr hinaufgehen, um wieder froh zu werden. Sie würde ihn ruhig und mild ansehen, und dann schwanden alle häßlichen Grübeleien. . . .

Hanna war zu Hjelm's hinaufgefahren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Armer Kleiner.

Von Henri de Weindel. Deutsch von Wilhelm Thal.

Als Monplonne, in dem engen Kessel des bewaldeten Thales, hatte sich der scharfe Wind nur wenig fühlbar gemacht; war man aber an dem Dorfe vorüber und hatte die Anhöhe passiert, so wehte der Nordwind, und es pridelte wie von einem Regen spitzer Nadeln auf der Haut.

In einem Winkel des wadligen Wagens zusammengelauert saß die alte Frau; sie war in einen alten ausgeblähten Shawl gewickelt, mit wirren Blicken und vom Weinen geröteten Augen sah sie traurig auf die Landschaft, die durch die Schneekruste noch düsterer und trauriger erschien.

Kalt und einfürmig dehnte sich die gerade, von dem fahlen Licht

eines nebligen Tages violett gefärbte Landstraße aus; nur die dünnen Bäume richteten sich wie trodene Gerten in der Landschaft auf; nichts verriet die Anwesenheit eines Menschen, nirgend ließ sich ein Tier sehen.

Neben der Frau saß ein Bauer, der sich in die Falten eines biden Mantels gewickelt hatte. Die Mütze mit den Ohrenklappen war tief in die Stirn gezogen, er laute an dem schwarzen Rohr einer kurzen Pfeife, aus der er in regelmässigen Stößen die Rauchwolken blies, die sogleich in der eisigen Luft verchwanden. Mit ernster, bedächtiger Miene nahm er die Pfeife aus dem Mundwinkel und fragte — seine Stimme klang näselnd und er sprach langsam —:

„Ist Euch kalt, Mutter Martin?“

Die Alte drehte langsam den Kopf, ihren alten, wadligen Kopf, und von ihren blassen Lippen kam es, während ihre zahnlosen Kiefer vor Kälte zusammenschlugen:

„Nein, es geht, Antoine; es geht!“

Nur von Zeit zu Zeit erhob sich eine Klage aus der schmalen Brust der Alten, eintönig herzzerreißend:

„Mein Gott, mein Gott!“

Sie war tief traurig, die Mutter Martin; und doch blickte sie noch immer mit derselben resignierten Miene in die Ferne.

In den siebzig Jahren ihres Lebens war viel Unglück und Trauer über die müde alte Frau dahingezogen. Zuerst hatte sie ihre Eltern sterben sehen, dann hatte sie ihre Tochter, ihr einziges Kind, verloren, als diese einem Knaben das Leben schenkte. Auf dieses Kind, das Alceide genannt wurde, hatte sich die ganze Liebe der Großmutter übertragen. Dann war die Reihe an ihren Mann gekommen, der eines Tages unter die Räder eines Wagens gefallen war; die Ermüdung hatte ihn bei der Rückkehr von einem langen Wege eingeschlafert, und die Räder waren ihm über den Leib gegangen. . . . Oh, wie genau erinnerte sie sich noch in dieser Minute an den Augenblick, da man ihn auf einer Tragbahre mit eingedrückter Brust ins Haus brachte; nur die Augen konnten noch sprechen, und sie redeten eine so schmerzliche Sprache. . . .

Ah, wie lange hatte sie darüber geweint! Einen Augenblick glaubte sie, auch sie müsse unterliegen und ihrem guten Manne ins Grab nachfolgen. Aber der Tod hatte nichts von ihr wissen wollen.

Allmählich linderte sich ihr Schmerz, blieb ihr doch noch ihr „Kleiner“, ihr Enkel, den sie erziehen mußte, da sein Vater, ein roher Trunkenbold, ihn fortwährend schlug; sie hatte ihn zu sich genommen, um ihn der schlechten Behandlung zu entziehen. . . .

Ah, wie fern lag das alles!

Nun hatte die Mutter Martin alle ihre Liebe auf Alceide übertragen; er war ihr ein Ersatz für die alle, der Tod ihr geraubt. Diesen wenigstens wollte sie dem furchtbaren Sensenmann streitig machen! Sie wollte so lange und so eifrig über ihn wachen, daß der grausame Bürger ihn nicht in seine Arme nehmen konnte; so schwach auch ihre Hände waren, es sollte ihm doch nicht möglich sein, ihn ihr zu entreißen.

Aber die Zeit ging vorüber, und es kam der Tag, da die unglückliche Alte gezwungen wurde, ihren Jungen zum letztenmal zu umarmen. Man forderte ihn auf vier Jahre zum Militärdienst ein. Wieder flossen die Tränen in heißen Strömen; vielleicht waren es sogar die bittersten, die sie je vergossen. Glücklicherweise schickte man ihn nicht allzu weit fort; Alceide kam nach Bar-le-Duc zu den berittenen Chasseurs.

II.

Ein Jahr verging.

Zuerst verlief alles nach Wunsch, und die Mutter Martin, die übergläublich war, wenn sie ihren Enkel umarmen durfte, begann die Einsamkeit in Geduld zu ertragen. Da erhielt sie plötzlich die trodene und unbarmherzige Nachricht, es stände mit dem Alceide Martin, Matriculnummer 375, infolge eines Hufschlages, den ihm ein Pferd mitten in die Brust veretzt, sehr schlimm.

Auf der Stelle hatte sie zu ihm reisen wollen, doch das allzu schlechte Wetter hinderte sie daran; erst am nächsten Morgen konnte sie der Vater Antoine, ein gefälliger Nachbar, hinfahren.

Von Minute zu Minute wurde sie trauriger. Wenn der Kleine nun nicht mit dem Leben davonkam? . . . Ja, ja, so ähnlich stand es in dem Brief. . . . Ein Hufschlag. . . . mit Alceide stand es sehr schlimm. . . . Aber nein, das war ja nicht möglich. . . . Er würde sich schon wieder aufrappeln. . . . sonst mußte man ja an allem zweifeln. . . . Alceide sterben? . . . Er war ja noch so jung, und so kräftig. . . . Trotzdem wurde der dunkle Rand um ihre Augen immer größer, und eine tiefe Falte grub sich in das pergamentartige Gesicht des siebzigjährigen Weibes.

Der Wagen war weiter gefahren, an dem Gehölz von Bar war man vorübergekommen; schon näherte man sich den Gärten der Stadt.

Dem Ziele nahe, richtete sich die Mutter Martin, wie von einer Feder geschneelt, auf, sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und fragte den alten Bauern in ziemlich festem Tone:

„Sind wir bald da?“

„Ja, Mutter.“

Wieder sank sie nach diesen wenigen Worten in sich zusammen.

Als der Wagen an der Kaserne angelangt war, ließ der Vater Antoine die Pferde halten. Sogleich stieg er ab und half der Alten, deren steife Beine den Dienst verlangten.

Sobald ihre Füße sie auf der harten Erde aufrecht erhalten konnten, ging sie nach dem Hauptthore, vor dem ein Soldat Schildwache stand und nach einem kleinen Dienstmädchen sah, das ihm zulächelte.

Eingeschüchtert blieb die Mutter Martin zwei Schritte vor ihm stehen und sagte dann in aufgeregtem Tone:

„Mein Herr!“

„Aergerlich drehte der Soldat sich um und fragte:

„Was soll's?“

„Ich möchte meinen Kleinen sehen“, versetzte sie ruhig.

„Der ist das, Ihr Kleiner?“

„Alcide Martin!“

Lange wartete sie auf eine Antwort.

Die Alte machte ein so trauriges Gesicht, daß der Soldat milder wurde; er erinnerte sich jetzt des Namens.

„Alcide Martin, Alcide Martin?“

Dann rief er plötzlich:

„Ach ja, von der zweiten Kompagnie des 3. Garderegiments; aber der liegt doch im Hospital!“

Eine Sekunde blieb die alte Frau stumm vor ihm stehen, dann fragte sie tapfer:

„Wo liegt denn das Hospital?“

Der Soldat machte eine Bewegung mit der Hand:

„Dort hinten, unter den Linden!“

Mit diesen Worten drehte er sich um und blickte zu dem kleinen Dienstmädchen hinüber, das ihm einen herausfordernden Blick zuwarf und dann an der Straßenecke verschwand.

Einige Minuten später begann die Mutter Martin im Bureau des Hospitals ihre Erzählungen aufs neue; sie wollte ihren Entel Alcide Martin, Matrikelnummer 375, sehen.

Der Mann blätterte zersiret in einem großen Register und suchte, während die Alte auf einem Stuhl zusammengesunken war und ihn atemlos ansah.

Endlich erhob der Beamte das Haupt, deutete mit dem Finger auf eine Seite und fragte:

„Wie war der Name? Alcide Martin?“

Mit dem Kopfe nickte sie „ja“, denn die Rehle war ihr wie gegöhnt.

Eine lange Pause, dann sprach der Mann in gleichgültig-düsterem Tone:

„Alcide Martin ist gestern gestorben, heute morgen wird er begraben.“

Hestig richtete sie sich auf, und schrecklich wie ein Fluch entrang sich das Wort ihren blutleeren Lippen:

„Mein Gott, mein Gott!“

Dann sank sie ohnmächtig zu Boden.

III.

Die Beerdigung ist zu Ende und die alte Mutter und der Vater Antoine fahren auf demselben Wege nach Stainville zurück.

Der alte Bauer verjuchte einige Trostivorte zu spenden; sie schien sie nicht einmal zu hören.

Gleichzeitig zündete er wieder seine kurze Pfeife an und rauchte in die dunkle Nacht hinaus, in der die rote Wagenlaterne gleichsam einen Blutsied bildete. Die Mutter Martin sah trodenen Auges, kerzengrade aufgerichtet da, ihr Gesicht war dem Winde zugewendet und mit halbblauer Stimme wiederholte sie unaufhörlich wie einen Endreim, den die Gloden des Pferdes mit metallischem Geräusch begleiteten, die Worte:

„Ach, mein armer Junge! Ach, mein armer Junge!“

Kleines Heuilleton.

— Die Entwicklungsgeschichte der Lebewesen ist durchaus eine Wissenschaft des 19. Jahrhunderts; daher mußte sie auch in dem Entlus von Vorträgen über die Fortschritte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, der von der Urania veranstaltet ist, einen besonderen Platz einnehmen. Im Gegensatz zu der Naturwissenschaft des vorigen Jahrhunderts, die im wesentlichen eine ordnende und beschreibende war, sucht sie in unserem Jahrhundert, wie der Vortragende, Prof. Müller, hervorzuheben, den Entwicklungsgang der Organismen zu begreifen. Die Namen Linné und Darwin bezeichnen diesen Gegensatz der Auffassungen in scharfer Weise. Doch schien es mir, daß bei der scharfen Hervorhebung des Gegensatzes der innere Zusammenhang, der in der wissenschaftlichen Entwicklung herrscht, etwas zu kurz kam.

Was unser Jahrhundert in der Erkenntnis der Entwicklung der Lebewesen erreicht hat, ist wahrlich nicht gering. Der eigentliche Sitz des Lebens ist in dem mikroskopischen Protoplasma oder kurzweg Plasma der Zellen erkannt; alles Lebende besteht aus Zellen, eben mikroskopisch kleinen Plasmanengen, die meist von einer Haut oder Wand umschlossen werden. Außer dem Plasma besitzt jede Zelle in diesem eingebettet ein Vläschen, den sogenannten Kern. Alles Leben auf unserer Erde, das der niedrigsten, einfachsten Pflanzen, wie das der höchst entwickelten Pflanze, ebenso auch das der Tiere von ihren einfachsten Formen bis zu dem hochstehenden Menschen, ist ein einheitliches, insofern es überall durch das lebendige Plasma bedingt ist.

Die Zelle wächst und teilt sich, wenn sie eine gewisse Stufe des Wachstums erreicht hat, in zwei Zellen, die ein gesondertes Dasein

führen; auch der Kern hat sich bei diesem Vorgang geteilt, so daß in jeder der beiden neu entstandenen Zellen ein Teil des ursprünglichen Kerns enthalten ist; die beiden Tochterzellen haben durchaus das Wesen und die Eigenschaften der Mutterzelle geerbt. Auf diesem einfachen Vorgang der Zellteilung beruht jede Weiterentwicklung, jede Fortpflanzung der Lebewesen bis zu den komplizierten Vorgängen bei den höchsten Organismen. Es würde hier zu weit führen, auf die interessantesten Darlegungen der Weiterentwicklung der einzelnen Lebewesen des näheren einzugehen; ich will nur betonen, daß in all diesen Vorgängen sich eine unausgesetzte Kontinuität alles Lebenden, ein ewiges Leben zeigt. Jede Zelle entsteht immer wieder aus einer Zelle, jeder Kern aus einem Kern, mit einem Worte: alles Lebendige aus einem Lebendigen.

Professor Müller nannte die Erkenntnis dieses Satzes eine der großen Errungenschaften unseres Jahrhunderts. In diesem Satze liegt die Beseitigung oder, wie der Vortragende sich ausdrückte, die endgültige Überwindung von der Anschauung der sogenannten Urzeugung, der Anschauung, daß die einfachsten Lebewesen aus Unorganischem entstanden sein müssen.

In dieser Form muß ihm aber entschieden widersprochen werden. Es scheint mir nicht angebracht, in einem populären Vortrage eine Anschauung, wenn sie auch noch so verbreitet in der Wissenschaft ist, als die einzige, und die gegenteilige als endgültig überwunden auszusprechen. Man kann nur sagen, die überaus zahlreichen Beobachtungen und Versuche, die in unserem Jahrhundert über die Entstehung der einfachsten Lebewesen angestellt sind, haben stets gezeigt, daß alles Lebende immer nur aus einem Lebenden entsteht, daß seine Entstehung aus Unorganischem noch nie beobachtet worden ist. Aber deswegen darf doch nicht verschwiegen werden, daß auch heute noch eine sehr große Anzahl von Naturforschern existiert, die eine Urzeugung als unbedingt notwendig zur Erklärung des Lebens annimmt, sei es, daß die durch Urzeugung entstehenden Lebewesen so klein seien, daß sie sich der Wahrnehmung durch unsere Mikroskope entziehen; sei es, daß sie in früheren Zeiten einmal durch Urzeugung entstanden seien.

Von der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Individuen, der Ontogenie, warf der Vortragende noch einen kurzen Blick auf die Phylogenie, die Entwicklungsgeschichte der Arten, die, gestützt durch die Thatfachen der Paläontologie, der Erkenntnis der vorweltlichen Pflanzen und Tiere, uns einen großartigen Einblick in die Werkstatt der Natur verschafft hat.

Nachdem das Bie der Entwicklung durch die rastlose Arbeit des scheidenden Jahrhunderts aufgeklärt ist, steht dem kommenden als Aufgabe bevor, das Warum zu lösen, eine Entwicklungsmechanik zu schaffen, zu der jetzt erst die bescheidensten Ansätze vorhanden sind. — Bt.

c. Das Urbild des Ritters Blaubart war nach den Forschungen französischer Gelehrter Gilles de Retz, ein Ritter, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte. Um diesen hat sich ein ganzer Kreis von Volkssagen gewoben. Neuerdings hat sich ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Thomas Wilson, eingehend mit diesem Gegenstand beschäftigt und das Ergebnis in einem Buche „Die wahre Geschichte Blaubarts“ niedergelegt, das in kurzen bei Putnam erscheinen wird. Das Urbild des Blaubart ist danach in der That Gilles de Retz. Gilles war ein Edelmann in der Bretagne, der sich im Besitze vieler Güter befand. Er lebte zur Zeit der Jungfrau von Orleans und wurde ein Marschall von Frankreich. Als die Kriege mit England beendet waren und Gilles sich auf seine Güter zurückgezogen hatte, fing er an, nach dem „Stein der Weisen“ und dem „Jugendelixier“ zu forschen, wobei er sich von einem italienischen Magiker helfen ließ. Da beide glaubten, das „Jugendelixier“ nur im Blute von Kindern und Jungfrauen finden zu können, begingen sie die Mordthat, die die Grundlage für die Volkssagen abgegeben haben. Ihre Unthaten wurden aber entdeckt, und Gilles de Retz wurde im Oktober des Jahres 1440 in Nantes hingerichtet. —

Theater.

doch. Man schreibt uns aus Bremen: Von Klara Wiebig, deren Romane „Dilettanten des Lebens“ und „Es lebe die Kunst“ die Leser des „Vorwärts“ von dem Können ihrer Dichterin überzeugt haben dürften, wurde am Dienstag im Stadt-Theater zu Bremen ein neues Drama, die dreiaktige Komödie „Pharisäer“, zum erstenmal aufgeführt. Ein Waquis, in Bremen, wo die Bourgeoisie mit Zähnen und Nägeln gegen das Eindringen moderner Werke in das Theater wütet. Das Theater war natürlich nur mäßig besetzt, aber der lebhafteste Beifall, der sich bis zum letzten Akte hin steigerte, bewies die Spannung, die dieses im Stoff prächtig gesunde und energisch-konsequent durchgeführte Stück, das unter Förschen Ostelbiern spielt und in dem eine frische Mädchen-gestalt, der Liebesleidenschaft folgend, läßt den Bruch mit ihrer heuchlerischen Sippe vollzieht, erzeugte. Der schwierige zweite Akt wurde im Publikum teilweise mißverstanden, der erschütternde und befreiende wirkende letzte Akt, dramatisch unstreitig der stärkste, schlug mit vollem Erfolge durch. Die weibliche Hauptrolle wurde von Frä. Heinsdorff mit lebendigstem Verständnis und tiefster Hingabe durchgeführt. Frau Klara Wiebig wurde nach dem zweiten und dritten Akte gerufen und lebhaft begrüßt, namentlich von den oberen Rängen her. Leider war in dem Stücke sehr ängstlich manche vortrefflich-lustige Pointe gestrichen worden. Das Stück ist ein Milleudrama voll scharf und geschickt charakterisierter Gestalten,

deren Vorkommen sich nicht auf Ostelbien beschränkt. Die geschwungene Weisel trifft die ganze bürgerliche Gesellschaft. —

Kunst.

— Ein Anzengruber-Denkmal. Der Wiener Bildhauer Hans Scharpe zeigte dieser Tage in seinem Atelier die Modellgröße zu einem Anzengruber-Denkmal. Der „N. Fr. Presse“ wird darüber geschrieben: Hans Scharpe hat bekaunlich auch das Grabmal Anzengrubers auf dem Central-Friedhofe geschaffen: jene mit dem Medaillon-Bildnisse des Dichters geschmückte einfache Stelle, an der, eine Verkörperung der Volkspoesie, ein tranerndes Bauernmädchen schluchzend in die Knie bricht. Gab Scharpe in diesen Werle dem Schmerz um den Verlust des Dahingegangenen einen innigen Ausdruck, so feiert er durch das im Reichthum des Deutschen Volkstheater zu errichtende Denkmal die warme Freude des unvergänglichen Besitzes. Da sehen wir den Mann lebhaftig vor uns, wie das Leben ihn einst gelammt hat. Er ist umhergestreift draußen in der Natur und von ungefähr eine kleine Felsanhöhe emporgestiegen, auf der er steht und mit klaren ruhigen Blicken in das vor ihm liegende Land schaut. Am Fußraum des Felsens aber sitzt noch einer, der still und pfiffig für sich sinniert. Das ist der Steinklopferhans, der heimliche Weltweise und Dichter im zerschlossenen Arbeiterkittel. Der ruht auch an diesem Felsen aus, Stab und Bündel liegen neben ihm. Und obgleich nun der Dichter oben und der Steinklopfer unten einander gar nicht wahrzunehmen scheinen, weil jeder so ganz mit sich beschäftigt ist, empfindet dennoch der Beschauer die beiden als eine lebendige Einheit. Der Steinklopferhans ist gleichsam die Muse. Sie hat Schönheit, Jugend und Weiblichkeit aufgegeben, hat den steifen Mantel der Klässizität von sich abgestreift und zeigt sich wahrhaftig als das, was sie dem lebenden Dichter stets gewesen ist: die starke und leidenschaftliche Verdichtung unzerföhrbarer fröhlich-gesunder Volksträfte. Der Bildhauer hat diesen seelischen Kern glücklich aufgegriffen und beherzt angepaßt. Auch im Aeußeren des Denkmals wird sich dies zeigen. Es wird, so weit dies in einer Stadt möglich ist und thunlich erscheint, wie ein unberöhrter Fleck Natur wirken, mit Fels und Dornengestrüpp auf frischem grünen Rasen. —

Medizinisches.

10. Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse der englischen Malaria-Expedition, die zu der Soldatenstation in Wilberforce im westlichen Afrika entsandt wurde, liegt jetzt eine ausführliche Mittheilung vor. Die Larven der Stechmücken, die die Krankheit übertragen, können sich nur in kleinen stehenden Wasserlachen entwickeln. Man hat den Versuch gemacht, bestimmte Exemplare der Mücken malariakrante Personen stechen zu lassen, und es stellte sich heraus, daß die Insekten 2 bis 3 Tage darauf lebende Malariakeime in ihren Drüsen enthielten. Die von Mosq., dem Führer der Expedition, früher in Indien entdeckt und als „schwarze Sporen“ bezeichneten Körperchen waren bei den zahllosen Untersuchungen in Westafrika in keinem Insekt zu finden, woraus hervorgeht, daß sie in keinem Zusammenhang mit der Uebertragung der Malaria stehen. Die sehr verbreitete Ansicht, daß die Mangrove-Sümpfe gute Brutstätten für Mosquitos sind, hat sich für Sierra Leona nicht bestätigt, das Vorkommen solcher Sümpfe scheint also nicht den ihnen zugeschriebenen Einfluß auf die Erzeugung der Malaria zu besitzen. Sehr wichtig ist der Nachweis, daß die gefährlichen Stechmücken von der Gattung Anopheles keine weiten Wanderungen unternehmen können. In der Hauptstadt der Kolonie, Freetown, enthielt keine Pflanze Mosquito-Larven, die weiter als 30 Meter von einer Eingeborenenhütte entfernt war. Auch die ausgewachsenen geflügelten Insekten scheinen in ihrer Verbreitung sehr beschränkt zu sein. An der Station des ersten westindischen Regiments war ein Platz von einer halben englischen Meile durchgemessen, wo keine einzige Eingeborenenhütte stand, gänzlich frei von Mosquitos der schädlichen Art, und es kamen dort auch keine Erkrankungen mit Ausnahme von Rückfällen vor. Wo sich eine erstmalige Erkrankung zeigte, konnte stets nachgewiesen werden, daß der Patient vor ein oder zwei Wochen in einer Eingeborenenhütte in der Stadt geschlafen hatte. Die Wasserlachen, in denen die schädlichen Anopheles-Larven zu finden sind, werden von der Expedition in solche unterschieden, die auf dem natürlichen Felsboden gebildet sind und solche, die sich auf den Straßen und Höfen der Stadt zeigen. Ein starker Regen und anhaltender Sonnenschein ist der Entwicklung der Mücken und damit der Malaria gleich hinderlich, da dann die Wasserlachen entweder ausgepöbelt oder aufgetrocknet werden. Eine Befreiung der Mosquitos und infolgedessen der Malaria wäre mit folgenden Mitteln möglich: Entweder durch Drainierung der Oberfläche des Bodens durch offene Abzugsrinnen mit genügendem Gefälle an den Seiten oder weniger wichtigen Straßen oder durch Nivellierung aller Wege mittels Aufschüttung; ein solches Verfahren würde aber für eine Kolonie zu kostspielig sein. Ein zweites wichtiges Mittel ist die Versehung aller verdächtigen Wasserlachen mit Kerosin (Petroleum), ein drittes, die möglichst häufige Ausseugung aller Pflügen. Die beiden letzteren Mittel müßten regelmäßig zwei oder dreimal in jeder Woche längere Zeit hindurch zur Anwendung kommen, vielleicht zwölf Monate lang, die damit beauftragten Leute müßten darüber belehrt werden, die gefährlichen Mosquito-Larven erkennen zu können. Die Anwendung von Kerosin scheint die Larven sämtlich in einigen Stunden zu töten, wenn darauf Bedacht genommen wird.

daß die Dellsicht die ganze Wasserfläche bedeckt und nach etwaigem Eintritt von Regen erneuert wird. Dieses Verfahren wird das Aussetzen von Pflügen wird jetzt in Sierra Leone angewandt. Die fraglichen Larven sind kleiner als die der gewöhnlichen Stechmückengattung Culex, besitzen keine Kiemenröhren und ihre spitzulaufenden Körper sind auf ihrer ganzen Länge mit einer Anzahl von Borsten besetzt, mit denen sie sich am Boden und besonders an den in den Pflügen lebenden Algenfäden festhalten, wenn ihnen die Gefahr droht, durch einen heftigen Regen fortgeschwemmt zu werden. Die Larven haben eine blasse bis rötlichbraune Farbe; ausgewachsen sind sie noch nicht einen halben Zoll lang. In ihrem Puppenstadium befinden sie sich nur 24 bis 48 Stunden. —

Aus dem Tierleben.

— Die Lebensgewohnheiten afrikanischer Termiten bildeten den Gegenstand eines Vortrages, den der Schriftführer der Biologischen Gesellschaft zu Washington, O. F. Cook, in der Aprilsitzung derselben hielt. Einem Bericht des „Prometheus“ entnehmen wir das folgende: Seine in Liberia gemachten Beobachtungen ergaben, daß auch dort (wie in Indien und Java) einige Termitenarten regelmäßig verrottetes Holz einsammeln und in den drei Wischen, aus welchem sie den unregelmäßigen Jellenbau eines Pilzgartens verfertigen, um Futter zum mindesten für die jungen Tiere der Kolonie zu ziehen. Die Soldaten dieser Art (es handelt sich um Termes bellicosus und einige Verwandte), welche bei Angriffen der Nester durch Menschen und Tiere hervorbrechen, kehren nicht in die Nester zurück, sondern wandern umher und kommen draußen bald um. Andere Soldaten, die man Langnasen (Nasuti) nennt, weil ihr Kopf sich nach oben in einen langen Schwabel verlängert, schlendern aus diesem hohlen Fortsatz eine durchsichtige, scharfe, übel duftende und ätzende Flüssigkeit, welche ein höchst wirksames Verteidigungsmittel gegen Ameisen und andere feindliche Insekten bildet, und selbst Vögel abhält, sie zu fressen. Eine dritte Soldatenart kann weder schreien noch beißen, aber die großen ungleichen Mandibeln sind besonders dazu gebildet, ein lautes, tückendes Geräusch hervorzubringen, das ihnen als Schutz und Abschreckung anderer Termiten dient. Es wurde ferner bemerkt, daß die vollkommenen Insekten, wenn sie über Wasser fliegen, stets paarweise auswanderten, um drüben nach dem Abwerfen der Flügel in die Erde zu dringen und eine Kolonie zu bilden. —

Humoristisches.

— Darum, Hauswirt (wütend): „Barium, zum Knuck, hört's denn nit auf, 's Feuer is ja scho g'löscht?“
Kommandant der Land-Feuerwehr: „Jel scho, aber da drob'n san no drei ganze Fensterheib'n.“
—
— Moderne Haartracht. Gatte: „Meine Frau ist fürchtbar eigenstümg, sie hat absolut kein Ohr für Vermuthungsgründe. Das müssen Sie doch auch schon bemerkt haben.“
Freund: „Bedauere, ich habe die Ohren der gnädigen Frau noch nie gesehen.“
—
— Gatte Schmiere. „Ja, wo freck dem eigentlich der Souffleur, es ist doch gar kein Kasten vorhanden?“
„Schauen Sie nur genau hin, der Souffleur liegt unter dem Sofa auf der Bühne!“ —

Notizen.

— Im Münchener Hoftheater ist sowohl das künstlerische und technische Personal gegen Bühnenumfälle, wie auch das gesamte die jeweilige Vorstellung besuchende Publikum gegen Unfälle im Zuschauerraum bis zur Höhe von 150 000 Mark pro Monat versichert! —
— Im Straßburger „Elsässer Theater“ wurde die zweite Saison mit dem in den elsässischen Dialekt übertragenen Stück von Erdmann-Chatrian „Die Raukau“ mit gutem Gelingen eröffnet. —
— Von Arnold Bödlins ausgewählten Gemälden in Photographüren, die von der „Photographischen Union“ herausgegeben werden, erscheint eine dritte Folge. —
— Die Redaktion der „Zeitschrift für bildende Kunst“, die der verstorbene Kunsthistoriker K. v. Litzow geführt hatte, hat Prof. Zimmermann in Berlin übernommen. —
— Zwei „Dichter-Postkarten“ mit Radierungen der Porträts Goethes und Schillers sind in dem Kunstverlag von A. Hildebrandt (Berlin) erschienen. —
— Die italienischen Schauspieler wollen unter keinen Umständen mehr in Draußen von Gabriele d'Annunzio auftreten. Dieser hat nämlich erklärt, an dem Mißerfolge seiner Tragödien seien allein die Schauspieler schuld, die unfähig seien, etwas Neues zu begreifen. Der Dichter will für die Aufführung seiner Werke eine Schauspieler-Gesellschaft gebildeter Dilettanten ins Leben rufen. —
— Der Versuch, Neben aus Amerika im Kanton Tessin einzuführen, hat ein sehr gutes Resultat gehabt. Die Weinlese wird in diesem Jahre etwa 100 000 Hektoliter ergeben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 22. Oktober.